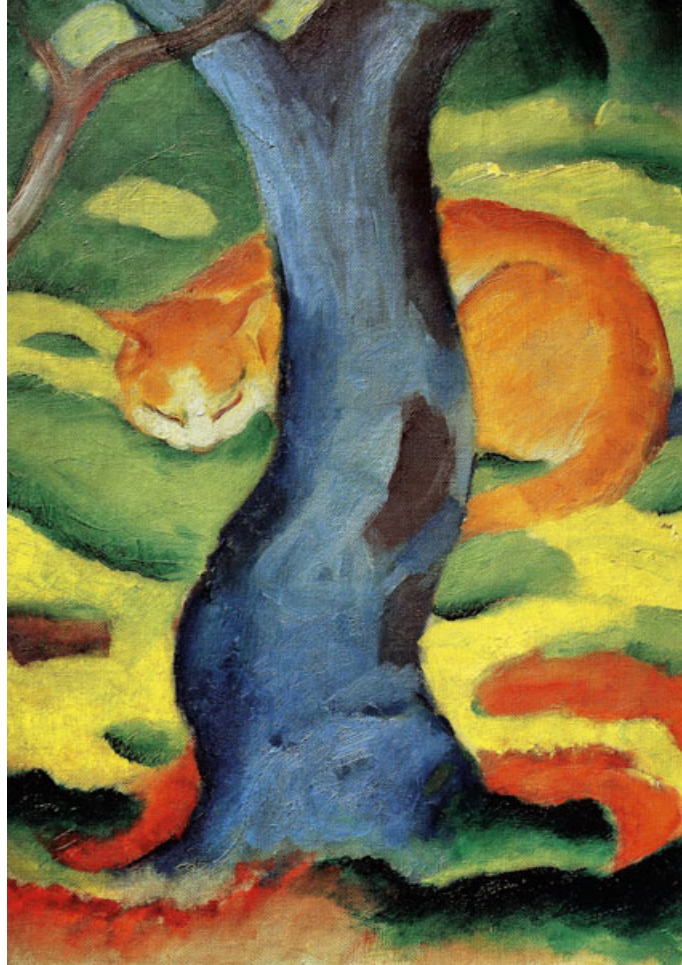




Umstrittenes Manet-Gemälde „La Sultane“ (um 1870), restituiertes Marc-Werk „Kinderbild“ (1910), von Lauder erworbenes Klimt-Porträt „Adele

RAUBKUNST

Die zornige Debatte

Seit gut zehn Jahren scheint unumstritten, dass von den Nazis geraubte Kunst zurückgegeben werden muss. Nun fordert Sir Norman Rosenthal, ehemaliger Kurator der Royal Academy in London, Schluss zu machen mit der Restitution – eine Provokation.

Dieser kunstsinnige Herr ist eine britische Institution. Nur die landestypische Gelassenheit gehört nicht zu seinen herausragenden Eigenschaften.

Sir Norman Rosenthal, 64, war mehr als 30 Jahre der maßgebliche Kurator der Londoner Royal Academy. Er galt als ihr Gesicht, wurde wegen seiner Verdienste geadelt. Seine aufbrausende Leidenschaft für die Kunst ist legendär, sie kam zum Ausdruck, als er etwa die Clique um Damien Hirst groß machte. Vergangenes Jahr verließ er das Museum, das er so oft aufgewirbelt hatte – und schockte die Briten, und nicht nur die, vor kurzem erneut.

Ausgerechnet er, der Sohn jüdischer Flüchtlinge aus Deutschland und der Slowakei, forderte im Kunstjournal „The Art Newspaper“ ein Ende der Rückgabe von sogenannter NS-Raubkunst.

Dass sich jemand, der selbst Familienmitglieder im Holocaust verloren hat, ge-

gen diese späte Wiedergutmachung stemmt und einen Schlusstrich verlangt, brachte eine provozierend dissonante Note in eine ohnehin zornig geführte Debatte – und löste heftigen Protest aus. Denn es geht um den endgültigen Verbleib von Ikonen der Kunstgeschichte.

Restitution, ein Begriff, der seit gut zehn Jahren ständig in der Kunstwelt auftaucht, ist eine Frage der Moral, der Korrektur von indiskutablem Unrecht. Aber sie ist, so vermutet jedenfalls Rosenthal, auch eine Frage des großen Geschäfts geworden.

Sicher ist: Neue Restitutionen werden die Museumslandschaft weiter umwälzen und die Bestände angesehener Einrichtungen schmälern. Große Künstlernamen sind im Spiel – etwa Rembrandt, Caspar David Friedrich, Egon Schiele und auch Pablo Picasso. Zwei Werke des Spaniers, deren Vorgeschichte dunkel ist, befinden sich in New York, eines im Guggenheim-Muse-

um, das andere im Museum of Modern Art. Die Erben des Bankiers Paul von Mendelssohn-Bartholdy einigten sich gerade außergerichtlich mit den Häusern.

In der privaten Stiftung Bühler in Zürich hängt immer noch das wegen seiner Raubkunst-Historie umstrittene Edouard-Manet-Bild „La Sultane“, 1937 musste es der Breslauer Industrielle Max Silberberg veräußern, fünf Jahre später wurden er und seine Frau nach Auschwitz deportiert.

Dabei schienen zuletzt wenigstens das Prinzip der Restitution unumstritten. Wer will die Legitimität anfechten, mit der Erben Familienbesitz zurückfordern? Wenn die Museen sich trotzdem sträuben, dann meist mit dem Argument, sie hätten die fraglichen Werke rechtmäßig und in gutem Glauben erworben. Doch entlässt sie das wirklich aus der Pflicht?

Jeder Fall steht für die Skrupellosigkeit der Nazis, deren Einsatzkommandos von



Bloch-Bauer I“ (1907): Jedes Bild steht für die Tragödie der Verfolgung

Paris bis Prag systematisch Kunst aus jüdischem Besitz stahlen. Jeder Fall ist verknüpft mit der Tragödie der Verfolgung, fast immer mit Mord.

Nach dem Krieg hatten zunächst die westlichen Alliierten versucht, Licht in den größten Kunstraub der Geschichte zu bringen. Aber bald begann die Phase der Verdrängung. Viele Werke wurden vom Handel in alle Welt verstreut, gelangten in öffentliche und private Kollektionen. Wem sie vor 1945 gehört hatten – danach fragte man meistens nicht. Ansprüche wurden ignoriert, Nachforschungen erschwert.

Erst in der Washingtoner Erklärung von 1998 bekannten sich 44 Nationen zu „fairen Lösungen“, Verjährungen werde man aufheben. Zumindest sollte das für Kunst im staatlichen Besitz gelten. Allein, eine Rechtsbindung ergibt sich daraus nicht.

Österreich immerhin erließ ein eigenes Gesetz und gab nach 1998 etwa 13 000

Ernst Ludwig Kirchners ersteigerte. Zuvor war das expressionistische Glanzstück vom Berliner Brücke-Museum an die Enkelin des Sammlers Alfred Hess restituiert worden – alles andere als freiwillig und alles andere als stilvoll.

Anita Halpin, die Hess-Nachfahrin, bleibt hartnäckig und kämpft um weitere Bilder. Vor ein paar Monaten wurde ihr in Hannover das Werk „Kinderbild“ von Franz Marc zugesprochen. Es hing als Leihgabe einer Bank im Sprengel Museum. Mehr als 60 Jahre nach Kriegsende sah es so aus, als wäre nie etwas geschehen.

Mehr als 10 000 zu überprüfende Fälle vermutet der Kunsthistoriker Uwe Hartmann in deutschen Museen, und diese Zahl betrifft nur Gemälde. Hartmann leitet die neue Arbeitsstelle Provenienzforschung, die der Bund eingerichtet hat, um den Museen nachzuhelfen. Die zögerliche Geschichte der Restitution fasst er so zu-

sammen: „Nach der Erklärung von Washington 1998 hieß es, jetzt fangen wir mal an. Zehn Jahre später hieß es, jetzt fangen wir wirklich an.“

Passiert jetzt mehr? In den Niederlanden wurden jüngst 400 Museen verpflichtet, die Bestände zu durchleuchten. In Großbritannien denkt man über eine Gesetzesnovelle nach, die Rückgaben erleichtern soll. Späte Siege der Moral.

Es gibt auch Gegenbeispiele, vor allem in Deutschland: Museen von Duisburg bis München beharren auf ihrem vermeintlichen Recht, wollen ihre Emil Noldes und Paul Klees trotz überzeugender Beweislage behalten. Noch immer rückt der Bürgermeister einer süddeutschen Gemeinde ein Bild von Franz von Lenbach nicht heraus, weil kein Gesetz ihn zwingt und der einstige Eigentümer Walter Westfeld nun einmal „im KZ verschollen“ sei. So zitiert ihn die Raubkunstexpertin Monika Tatzkow.

Vor kurzem traf das Landgericht in Berlin eine folgenreiche Entscheidung. Demnach muss das Deutsche Historische Museum die 1938 von der Gestapo beschlagnahmte Plakatsammlung des jüdischen Zahnarztes Hans Sachs an dessen Sohn Peter aushändigen. Der ungewöhnliche Weg über das Zivilgericht, den der Sachs-Sohn ging, wird fortan vielleicht als der vielversprechende gelten. Danach bleibt Unrecht nämlich Unrecht, auch nach 71 Jahren.

Nur: Ausgerechnet der Bund legte Berufung ein. Denn die vor ein paar Jahren gegründete Limbach-Kommission – benannt nach Jutta Limbach, der früheren Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts – hatte vorab gegen Peter Sachs gestimmt. Es fällt auf, dass dieses beratende Gremium in Streitfällen bislang sehr selten einbezogen wurde: Es muss stets von beiden Seiten angerufen werden, und meistens verweigern sich die Museen.

In welche Richtung dreht sich nun die Stimmung, vor oder zurück und damit gegen die Seite der Opfer?

Bekanntester Restitutionsgegner in Deutschland ist Bernd Schultz, 67, Direktor des Berliner Auktionshauses Villa Grisebach. In einer Rede im Kanzleramt vor zwei Jahren unterstellte er den Erben ein rein finanzielles Interesse: „Man sagt Holocaust und meint Geld.“ Den Satz hat er nie zurückgenommen.

Auch Rosenthal zeigt sich herausfordernd, auch er verlangt den Schlussstrich, aber seine Überlegungen haben ein anderes Gewicht. Zu seinen Motiven gehört der Wunsch nach Versöhnung, nicht der nach Verharmlosung.

Der Unangepasste, der nach seiner Ausnahmekarriere in der Royal Academy nun in der Kunstszene von Abu Dhabi bis Philadelphia tätig ist, glaubt nicht an die Möglichkeit, Vergangenheit auf diese Weise bewältigen zu können. Nach dem Artikel in „The Art Newspaper“ und den folgenden Anfeindungen, etwa durch den Direktor der Tate-Museen, Nicholas Serota, äußerte er sich nicht mehr – bis jetzt im SPIEGEL: „Man kann die Geschichte nicht mehr sauberwischen.“

Der Brite und seine spanische Frau, die im Prado in Madrid arbeitet, haben zwei Töchter. Jede Generation, sagt Rosenthal, müsse sich neu erfinden. Mit dem Tod der letzten überlebenden Eigentümer sei der Anspruch erloschen.

ULRIKE KNÖFEL

Schon bald nach dem Krieg begann die Phase der Verdrängung.

Werke zurück. Doch seit der jüdische Kunstliebhaber Ronald Lauder 2006 ein aus Wien zurückertrittenes Gemälde von Gustav Klimt – das berühmte Porträt „Adele Bloch-Bauer I“ – für 135 Millionen Dollar erwarb, überblendet die Faszination durch solche Rekordsummen, der Glitzer des vielen Geldes, die Geste der Gerechtigkeit.

Lauder war es auch, der Ende 2006 für 38 Millionen Dollar die „Straßenszene“